

ihm, das Malen mit der linken Hand zu versuchen. Warum? Weil die rechte Hand die Schwierigkeiten mühelos meistert und dann der Kräfte-Überschuß in abstrakten Gedanken Ausfluß findet. „Das Gehirn muß beim Malen schweigen“, türmt der Alte. Wörtlich genommen, wäre das zwar schlimm für die Bilder — und Gehirnlähmung eine noch schlimmere Disposition für den Dramatiker — indessen: die schmerzliche Sehnsucht in diesem Einfall Bahrs ist mir nicht verborgen.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie Eindrücke und Gedanken, die Bahr in seinen Bekenntnisbüchern niederlegte, später in Drama oder Roman als Samenförner aufgehen. Auch fremde Meister hinterlassen ihre Spuren in Bahrs Werken. So ist die Antezedenz von Ibsens „Baumeister Solness“ vor dem „Meister“ nicht zu verkennen. Aber das mindert keineswegs das persönliche Vollgewicht Bahrs in dem Werke. Er lehnt sich ja nicht an, er nimmt kein Darlehen. Was ehrliches Eigentum seines Gefühles, seines tiefsten Wesens geworden, darüber mag der nachempfindende Dichter souverän verfügen. Gerade „Der Meister“ ist ein Denkmal von Bahrs Individualität.

Und überhaupt: nur an dem großen Wollen Bahrs, an seinem ragenden Kulturgeiste, an dem Kritiker des Lebens gemessen, ist sein schöpferisches Ingenium der schwächere Teil. Es war bedeutend genug, uns eine Reihe von Bühnenwerken zu schenken, die durch ihren menschlichen Inhalt, ihre geistige Spannkraft und ihren künstlerischen Ernst vor rascher Vergänglichkeit geschützt sind. Und Bahr ist ein dramatischer Techniker ersten Ranges. Im „Star“, dem Stück mit dem unvergleichlich glänzend geschilderten theatralischen Milieu, hat er einen ersten Akt geschrieben, der mit den berühmtesten Schulbeispielen meisterlicher Expositionen in Wettbewerb tritt. Sein Dialog ist fast immer voll Lebenswärme, charakteristisch, schlagkräftig und gehaltvoll. Sein Witz und seine Ironie fließen verschwenderisch und vergolden auch die Schwächen der Erfindung. Nicht nur dem Witz, noch mehr dem individualisierenden Humor hatten Bahrs jüngste Lustspiele: „Die gelbe Nachtigall“ und „Das Konzert“ ihre großen Publikumserfolge zu danken, wobei es freilich zu denken gibt, daß es diese leichtsten Spiele jeder Laune waren, nicht seine gewichtigen Werke, die ihm den Siegerpreis von Olympia brachten . . .

Noch weiter als in den Dramen greift des Dichters Wille in den letzten Romanen aus. Nach seinem Vorsatz — ich möchte auch hier das Wort „Vorsatz“ nicht unbetont lassen — soll eine Geschlossenheit von zwölf Romanen ungefähr das ganze Personal der Menschheit auf dem Bücherregal komplett machen. Drei dieser Werke sind heute geschaffen. Der Roman „Die Kahl“ hat im Mittelpunkt eine große Tragödin und einen Jüngling, der noch die Schulbank drückt. Die beiden teilen den Genuß einer Liebesnacht. Zum Lachen tragisch ist der Gegensatz dieser Menschen, der Gegensatz zwischen der spielerischen Laune der Künstlerin und dem brünstigen Wirklichkeitsglauben des Knaben. Das Buch ist geschwellt von Ironie und Mitleid. Aber dem von seiner Göttin rasch verstoßenen Jungen geschieht in der Ernüchterung kein Leid. Ein Ideal des Scheines war ihm heillosam jung zerprungen. Die zwei Welten

hat Bahr ausgeschöpft. Und mit seinem Jungen führt er den leidenschaftlichsten Kampf gegen das große Zuchtthaus Gymnasium. „Drui“ ist der Roman mit dem österreichischen Prospekt. Das Staats-, das Kultur- und das Volksleben breiten sich hier aus, nachgezeichnet von einem unerbittlichen Ankläger. Im Vordergrund steht eine Frau voll der echten rätselhaften Weiblichkeit, voll Größe und Hingebung; und sie wird von den Menschen nach deren „gutem Recht“ als Abenteuerin und Betrügerin vernichtet; ihren Gatten, einen österreichischen Beamten, treibt das Standesgefühl in den Tod. „O Mensch!“ endlich führt uns in eine bunte Menagerie von Kammermägden, Hofräten, Oberösterreichern, Wienern, Studenten, Prinzen und Malern, von Leuten, die hier wenig Handlung verrichten und vom Dichter nur die Aufgabe erhielten, als Typen ihrer Art da zu sein. In ihrer Mitte leuchtet ein — reiner Mensch. Der stirbt.

Eben dieses Buch, das mit den spannenden Geschichten, die man zu Spielhagens und Freytags Zeiten „Romane“ nannte, kaum eine Ähnlichkeit aufweist, scheint mir die Bilanz zu sein, die Bahr nach seinem bisherigen Durchleben und Durchdenken des Daseins gezogen hat.¹⁾

Im Spiegel

Autobiographische Skizzen

XLII

Ich bin am 19. Juli 1863 in Linz an der Donau geboren, als das erste Kind des k. k. Notars Dr. Alois Bahr und seiner Ehefrau Minna, der Tochter eines schlesischen Statthaltereirats. Linz war damals noch eine rechte Kleinstadt, Adalbert Stifter ging in den stillen Gassen als nachdenklicher Hofrat herum. Es liegt wunderschön: im Norden von Bergen geschlossen, die der Böhmerwald herab an den Strom schickt, sonst aber frei, mit segneten Fluren und Äckern bis zum Horizont, da dämmern die Berge blau, und an reinen Tagen glänzt der ewige Schnee der übergossenen Alm. Mein Vater, ein tätig am Gemeinwesen teilnehmender Mann, jung in den Gemeinderat, später auch in den Landtag, in den

¹⁾ Von Hermann Bahrs Werken sind u. a. erschienen: In S. Fischers Verlag, Berlin: „Die gute Schule“, Roman; „Neben der Liebe“, Wiener Roman; „Dora“, Wiener Geschichten; „Caph“, Novellen; „Renaissance“, zur Kritik der Moderne; „Theater“, ein Wiener Roman; „Tschaperl“, ein Wiener Stück; „Josefine“, ein Spiel; „Der Star“, ein Wiener Stück; „Wiener Theater“ (1892–1898); „Die schöne Frau“, Novellen; „Rezeptionen“ (Wiener Theater 1901–1903), „Dialog vom Tragischen“, Essays; „Der Meister“, Komödie; „Sanna“, Schauspiel; „Die Andere“, Schauspiel; „Glossen“ (zum Wiener Theater 1903–1906); „Ringelspiel“, Komödie; „Die gelbe Nachtigall“, Komödie; „Stimmen des Bluts“, Novellen; „Die Kahl“, Roman; „Drui“, Roman; „Dalmatinische Reise“; „O Mensch!“, Roman. — Im Verlag von Paul Cassirer, Berlin: „Tagebuch“; im Wiener Verlag: „Der Franzl“, fünf Bildern eines guten Mannes; im Verlag von Karl Konegen, Wien: „Grotosten“, Einakter.

Landesausschuß und in den Landeschulrat gewählt, ging mit den Kindern täglich auf den Freinberg, eine kleine sachte waldbige Anhöhe, von der man, vor dem Jesuitenkloster, einen weiten Blick über das ganze Tal auf die Berge hat. Solcher Blick ins Weite, Blick über viele Stätten menschlicher Arbeit, Blick auf ferne Höhen, Blick herab und Blick hinaus ist mir seitdem immer ein Lebensbedürfnis geblieben, und als ich dann in der Mitte der uns Menschen zugeteilten Zeit angekommen war und daran ging, mit mein eigenes Haus zu bauen, stieg ich aus der Stadt Wien auf den Hügel von Sankt Veit empor, wo man auch wieder herab und hinaus sieht, weit über das Land, durch den Nebel der Stadt hin, bis in ungarische Fernen. Irgendwie muß dieses Bedürfnis mein Grundverhältnis zum Leben enthalten.

Mit vierzehn Jahren kam ich nach Salzburg. Dort ist meine Großmutter geboren, auf der Höhenweste Salzburg ist mein Urgroßvater Büchsenmacher gewesen. Da gingen mir die Augen über, beim Anblick dieser Stadt. Festes deutsches Wesen von der bayrischen Art hat hier einen südlichen Sonnenglanz, und wenn der Wind aus den Tauern kommt, ahnt man das geliebte Land Italien, davon liegt ein Hauch auf allen Dächern und Türmen, hier hat die deutsche Sehnsucht alles beisammen. Hier fand ich meine innere Form. Ich habe später oft im stillen lachen müssen, wenn ich, meines Stils wegen oder auch der äußeren Haltung meiner Stüde wegen, gern des Französelns bezichtigt wurde. Ich wußte besser, woher ich das habe: die Kirchen der barocken Stadt Salzburg und ihre alten Häuser mit den flachen Dächern, die Balustraden der Studienstraße des Herrn Fischer von Erlach und Rafael Donners Prachtflüge im Schloß Mirabel sind daran schuld, die haben meinen oberösterreichischen Sinn welsch ausgeprägt.

Mit achtzehn Jahren kam ich dann nach Wien an die hohe Schule. Ich dachte, mein Jus zu machen, um auch einmal ein braver Notar zu werden. Aber es begab sich, daß, in meinem dritten Semester, Richard Wagner starb, wir Burschenschaftler hielten zu seinen Ehren einen Kommers, ich war der Redner. Da schlug mein deutsches Herz zu laut, es war damals bei uns gerade wieder einmal verboten, deutsch zu sein, ich wurde relegiert. Sonst war ich jetzt ein braver Notar in Linz an der Donau.

Ich ging nach Berlin. Treitschke, Scherer, Adolf Wagner und Schmoller wurden meine Lehrer, Wolfgang Heine mein Freund. Ich sah Bebel und Bollmar, ich lernte Max Arcker und den jungen Arno Holz kennen, ich las Kant, Lassalle und Marx. Ich habe heute noch das Gefühl, daß diese drei berliner Jahre, von 1884 bis 1887, alles was ich bin, aus mir hervorgeholt haben. Damals bin ich frei geworden, dort fand ich mich, und ich weiß seitdem, was mir vom Schicksal zugewiesen ist: von meinem Platz aus, soviel ich kann, mitzuhelfen an der Form der neuen Menschheit.

Dann war ich ein Jahr in Paris, ging nach Spanien und Marokko, kehrte nach Berlin zurück, mitten in den neuen Naturalismus hinein, fuhr nach Petersburg und fand mich plötzlich 1892 in dem erwachenden Wien. Meine Wochenschrift „Die Zeit“ tat tüchtig mit, und ich hatte das Glück,

Ulbrich, Klimt und Mahler zu erleben. Wenige verstanden mich. Ich will nämlich, daß der Österreicher von seiner angestammten Art aus an Europa teilnehme, während sonst hier, wer sich als Österreicher fühlt, Europa fürchtet, und wer europäisch gefinnt ist, Österreich verleugnet, ich habe also alle gegen mich, mit meinem Traum vom neuen Österreich, den wohl erst unser Proletariat erfüllen wird. Darum muß ich auch, um mich innerlich behaupten zu können, immer wieder aus Österreich fort. Ich war 1899 in Rom und Neapel, 1900 wieder in Paris, 1904 und 1905 in Athen, 1907 und 1908 wieder in Berlin, als Regisseur in Reinhardts Deutschem Theater, seit fünf Jahren jeden Sommer einen Monat in Venedig, 1909 zwei Monate in Bayreuth, 1910 den Winter über in London, den Frühling in Paris, den Herbst wieder in London. In der Fremde wird mir immer wieder gewiß, daß alle Nationen heute daran sind, sich in eine einzige neue zu verwandeln, und so kann ich dann Wien wieder eine Zeit ertragen, und ich habe wieder Mut, hier meine Pflicht zu tun.

Über meine Werke zu sprechen, steht mir nicht zu, es hätte auch nicht viel Sinn, ich kann warten, bis ihre Zeit kommen wird. Ich hoffe, daß schon irgend einmal irgendwer sie sich im Zusammenhang ansehen wird. Der wird dann, zur allgemeinen Überraschung, entdecken, daß ich darin stets auf meinem eigenen Weg gewesen und geblieben bin. Sie sind Entwicklungen einer vorbestimmten, fast pedantisch festgehaltenen Eigenart. Das darf man nur heute noch nicht sagen, weil mir der „Verwandlungskünstler“ angehängt worden ist. Ich habe nämlich als Kritiker Autoren niemals an mir gemessen, sondern ihr Maß in ihren Werken gesucht. Mich in sie einzudenken, einzufühlen, schien mir ein besseres Mittel, um mich von ihnen zu befreien und gegen sie zu schützen, als Widerspruch oder Streit. Das hat man mißverstanden. Ich sagte: Dieser Autor ist so und so, dieser Autor will das und das. Man sagte das aber auf, als ob ich damit empfohlen hätte, so und so zu sein oder das und das zu wollen. Wenn man einmal meine eigenen Werke lesen wird, wird sich dieses Mißverständnis auflären.

Ich arbeite jetzt an einer Reihe von Romanen. Bisher sind drei erschienen: „Die Rahl“, „Drut“ und „O Mensch!“. Da diese von österreichischen Zuständen und österreichischen Menschen handeln, hat man angenommen, die ganze Reihe sei eine Darstellung Österreichs. Das will sie nicht sein. Es hat mir widerstrebt, allen diesen zwölf Romanen einen gemeinsamen Namen zu geben. Bei mir selbst aber nenne ich sie: „Die alten und die neuen Mächte“. Mein Wunsch wäre nämlich, in ihnen darzustellen, welche geistigen Lebensmächte sich heute dem einzelnen Menschen zu seiner Bestimmung, zu seiner Erfüllung anbieten. Jede dieser Lebensmächte, dieser Lebensformen soll dort gezeigt werden, wo sie die besten Bedingungen hat. Nach meinem ersten Plan, den ich freilich in der Arbeit wohl noch vielfach ändern werde, sollen im Ganzen vier dieser Romane in Österreich, drei im Deutschen Reich, drei ganz international und die beiden letzten im Proletariat spielen.